Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 22. Sonntag, 2. Juni. 1889.

Die ältesten Spuren deutscher Dichtung.

Ein weihevoller Schleier und geheimnißvolles Dunkel schwebt über der Zeit, da vor fast ungezählten Jahren der Ahn unseres deutschen Volkes, noch im Anfang seiner Cultur stehend, in dem dichten Urwald umherschweifte. Ebenso unsichtbar, wie sein Gang durch das Blätter- und Rankenchaos des ungelichteten Holzes, wie sein Jagd- und Kriegspfad in dem düsteren, unheimlichen Schatten Jahrhunderte alter Baumriesen sich verlief, ebenso dunkel sind für uns und unsere Zeit die Thaten, die das heldenstarke Naturkind mit seiner nervigten Faust vollbracht, und die Sitten, die er, sei es als Nomade, sei's später als ansässiger Ackerbauer gepflegt, ebenso auch die Lieder, die er dem Rauschen seiner sturmgepeitschten Eichen oder dem Säuseln seiner geheimnißvoll flüsternden Buchen entgegensang. Das Wenige, was wir wissen aus jenen Zeiten des Urgermanenthums, wie knapp und spärlich ist es bemessen gegenüber dem Interesse, das ein jeder an der ältesten Vergangenheit der Menschheit überhaupt, wie zumal an der Kindheit seines eignen Stammes empfindet, wie weite Bahnen eröffnet es darum auch der flüchtigen Phantasie, die nur zu gern das objektive Bild verwischt und durch Erfindung wenn auch lieblicher Dichtung das mitunter rauhe Gefüge der Wahrheit verdunkelt. So ist's überall, wo die menschliche Einbildungskraft mitwirken darf — wie viel mehr wird sie da eigenmächtig gestalten, wo ihr eigenstes Gebiet in Frage kommt, nämlich bei der Frage nach den poetischen Schöpfungen, dem Drang dichterischer Gefühle, die unsere Vorfahren beseelt haben!

Der Einzige, der wirklich und absichtlich uns einen Blick in jene Zeit des ersten Germanenthums und somit auch in die Poesie des trotzigen Urvolkes eröffnet, ist — nicht ein Deutscher selber, sondern ein Vetreter seiner ebenso natürlichen wie unerbittlichen und schließlich doch ohnmächtig erliegenden Feinde, ein Römer! Der neugewählte Kaiser Trajan weilte fern von der weltbeherrschenden Roma, beschäftigt mit den Angelegenheiten des transalpinischen Barbarenvolkes — und schmerzlich harrte das entnervte Römervolk der Wiederkehr des Hauptes. Der Patriot Tacitus, der den nahen Sturz der entsittlichten und verschwelgten Monarchie ahnen mochte, hielt es darum für gut, die Nachrichten, die ihm Offiziere und Verwandte über die Sittenstrenge und Unschuld eben jener Barbaren gebracht hatten, zu sammeln und zu verarbeiten — gleichsam als Spiegelbild ungebrochener Naturkraft gegenüber der wahnwitzigen Schlemmerei und Verweichlichung seiner eignen Landsleute. Wenn man seine „Germania" liest, den Bericht in seinem einfach- ruhigen Stile, den kurzen inhaltschweren Sätzen — so überkommt's einen, wie wenn darüber die „Stimmung eines Hirtengedichtes läge, womit der Culturmensch seine Sehnsucht nach ursprünglicher Unschuld in der Phantasie zu befriedigen sucht."

Ausdrücklich bezeugt unser Gewährsmann, daß die Germanen ein poetisch-begabtes, sangesfrohes Volk waren; und warum auch nicht? Besaßen sie doch eine Sprache, deren sinnliche Fülle, die gleichsam noch die unmittelbare Anlehnung an ursprüngliche Anschauung verräth, und deren feiner Bau im Verein mit ihrem vollen, feierlichen Klange sie vor allen anderen bildungsfähig für die höchsten Aufgaben des Geistes machen konnte, besaßen sie zu diesem ersten und schönsten Requisit der Dichtkunst außerdem auch noch eine Religion, die zwar der durchsichtigen Klarheit des griechischen Götterglaubens entbehrte und mit der sittlichen Kraft des Christenthums keinen Vergleich aushält, die aber doch von sinnigem Naturgefühl zeugt und wohl geeignet war, die Herzen mit würdigen Begriffen von der Gottheit und überirdischen Welt zu erfüllen!

Beide Momente, der Schatz sprachlicher Wohllaute und biegungsfähiger Worte, und andererseits der reine naive Naturglaube an eine höhere Allmacht — sie regten denn die Germanen in der That auch an zu poetischen Versuchen, zum Lobe und Preise dieser überstinnlichen, und in kindlicher Ahnung erschauten Wesen. Der Historiker erwähnt es wirklich, wenigstens werden wir mit Fug den Herkules, den die Krieger beim oder vor dem Auszuge zur Schlacht als „das Vorbild des Helden" besangen, wie Tacitus berichtet, auf einen großen germanischen Gott zu deuten und in dem Namen Herkules eben nur eine aus der innerlichen Verwandtschaft beider, des germanischen Gottes und des griechischen Heros, hervorgegangene „interpretatio Romana" zu sehen haben. Es ist kein anderer als der deutsche Gott Donar, der nordische Thorr damit gemeint, der gewaltige Gott, der, wie Herkules mit der Keule, so hier mit dem Keil des Donners gegen das Wüste in der Natur ankämpft. Zu dieser Deutung paßt denn auch die Angabe, daß diese Art von Liedern vor der Schlacht angestimmt wurden, sofern eben in Donar das Ideal wildester Kampfeslust, gleichwie die Inder in ihrem Indra es sahen, voranleuchtete. Weiter, so berichtet Tacitus an gleicher Stelle (Germ. II), besangen sie „den erdgebornen Tuisto und seinen Sohn Mannus, von dessen drei Söhnen die Germanenstämme der Ingävonen, Istävonen, Irminonen ihren Namen haben."

Wer Tuisto war, oder deutlicher gesagt, welche germanische Gottheit unter diesem von Tacitus angeführten Namen zu verstehen sei, ist allerdings unklar; nicht viel heller wird das Dunkel bei dem Namen des jenem Gotte zugeschriebenen Sohnes, des Mannus, „des Urvaters des Menschengeschlechtes", wie er genannt wird; denn Mannus bezeichnet auch seiner Etymologie nach eben nur „Mensch". Werthvoller aber sind die Namen, welche Tacitus den drei Germanenstämmen beilegt; aus den Volksnamen dürfen wir auf die 3 Götternamen Ingvas, Irmnas, Istvas, die Söhne des Mannus, schließen; den ersten und zweiten aber können wir als Nebenbenennungen germanischer großer Götter, des Freyr und Ziu (Tiu) nachweisen, und auch der dritte Name wird mit hoher Wahrscheinlichkeit keinem geringeren als dem Allvater Wodan zugewiesen. Daraus ergiebt sich denn für den Geschichtsforscher die Thatsache, daß germanische Götter als Stammväter bestimmter Stämme bezeichnet wurden, wohl derjenigen, die je einen dieser Stammgötter besonders verehrten, für uns und unser Thema aber der Beweis, daß das Lied, das vor Zeiten im altehrwürdigen Buchenhaine den Lippen unser Altvordern entströmte, zunächst und vor Allem dem Lobe göttlicher Allmacht und Güte, dem Preise der Mitglieder Walhalls gegolten habe.

Berühmt und von eigenthümlichem Zauber gerade für den deutschen Leser ist in einem anderen Werke des Tacitus, den Annalen, der Geschichte des julischen Kaiserhauses, vom „Tode des verewigten Augustus" bis einschließlich Nero, die Stelle, an der der Römer den Bericht über den ersten deutschen Nationalhelden, den Arminius, dem unlängst deutsche Dankbarkeit nach beinahe 2 Jahrtausenden auf der Grotenburg im Teutoburgerwalde ein Denkmal gesetzt hat, abschließt. „Unzweifelhaft der Befreier Deutschlands — also bekennt freimüthig der wahrheitsliebende Autor — der es im Gegensatz zu anderen Königen und Feldherrn gewagt hat, das Römische Reich nicht in seinen Anfängen anzugreifen, sondern nachdem es zur Weltmacht gelangt, der im einzelnen Treffen vielleicht unterlag, nicht aber in der Gesammtheit des Krieges. . . . . Und der Ruhm seiner Thaten erklingt noch heute im Munde der Germanenstämme. . . . ." Mit bewunderndem Staunen vermeinen wir deutsche Leser diesen Heldenliedern zu lauschen, diesem Gesange in dem Klange der volltönenden Worte, den naiv-kräftigen Jubelhymnen des sangesfrohen Volkes! Wir glauben das Echo der weithallenden Töne aus dem Dunkel der Wälder uns in majestätischer Erhabenheit entgegenrollen zu hören und schließen so aus unserer Phantasie zurück auf die Begeisterung, mit der der Held gefeiert, auf die Gefühle, die die freiheitsliebende Brust des vom Römerjoche befreiten Volkes durchfluthete! Und wie es den Hermann besang, so werden auch andere Begebenheiten von nationaler Bedeutung im Liede nachgeklungen haben, auch wenn Tacitus oder seine Gewährsmänner ihren Schall nicht mehr an den Herdfeuern der friesischen und batavischen Häuptlinge selber vernahmen. Als der Römer seinen Bericht über Germanien schrieb — ungefähr 100 Jahre nach Christi Geburt — hat unser Volk schon manch' großes Ereigniß zu erleben gehabt, wie vor Allem doch den mächtigen Zusammenstoß mit den Römern, der schließlich dann in die allgemeine Erhebung unter Armin, dem Cherusker, auslief. Wir bedürfen nicht ausdrücklicher Versicherung, daß der Trieb poetischer Verherrlichung, der unseren Vorfahren anhaftete, auch hier seine lieblichen Blüthen erzeugt und zu dichterischer Reproduktion der Thaten aller der Helden, die im wilden Schlachtengewühl sich jemalen ausgezeichnet, die Saiten gestimmt hat. Wir hören, daß die Germanen solche Gesänge angestimmt hätten beim festlichen Mahle und gottgeweihten Opfer, beim pomphaften Umzug und beim Beginn erregter Volksversammlung, wie endlich beim Begräbniß der von Walküren in die lichten Gefilde Walhalls geleiteten Krieger und Helden.

Daß ferner schon frühzeitig diese Lieder irgend eines Rhythmus, einer bestimmten metrischen Form bedurften, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; nicht deklamirt wurde das Lied, sondern gesungen, und für den Gesang ist der Rhythmus so unerläßlich, wie für die Rede das Wort; denn wodurch anders wird der Klang zum musikalischen Ton, als durch das bestimmte Maß der Schwingung, wodurch also auch die Prosarede zur leichtflüssigen Poesie, als durch die regelmäßige Abfolge leichter und schwerer Silben, wodurch das Geschrei zum Gesang, als durch die rhythmische Gliederung, die dasselbe zur Einheit regelt.

Der älteste Vers, den wir kennen, ist die epische Langzeile mit 8 Hebungen, die durch die Cäsur in der Mitte sich als ein Gefüge von je 2 viertaktigen Hälften kennzeichnet. Zwei solcher Langzeilen — im Ganzen also 4 mal 4 Hebungen — bildeten eine Strophe und erinnern in dieser Form an die altindischen Chorlieder, die als eine Art von Hymnen aus Anlaß religiöser Akte und unter Verbindung von Musik mit Tanz gesungen wurden. Wer hindert uns, die Vermuthung eines jüngst verstorbenen Gelehrten, daß in diesem Strophengebilde uns ein Bild ältesten Chorgesanges aus der arischen Urzeit vorliege, auch auf diese spätere Zeit, da die Germanen sich von ihren Stammesverwandten bereits geschieden hatten, zu übertragen? Auch jetzt noch mag, wenn die Sippen zur heiligen Opferhandlung sich sammelten und in Anrufung und Gebet die Hilfe der Götter erflehten oder deren Thaten verherrlichten, sich ein Kreis um die Opferstätte gebildet haben, der unter Begleitung gemessenen Gesanges vier Schritte vorwärts, vier Schritte rückwärts, oder vier Schritte rechts, vier Schritte links sich bewegte. Um einmal die ganze Bewegung auszuführen bis auf den ursprünglichen Platz zurück, wurde, indem der linke Fuß jedesmal im begleitenden Gesang der gehobenen Silbe zur Erde gesetzt sein mag, die erste Langzeile gesungen, wobei der Wechsel der Richtung, der Abschluß des Vorwärts und der Beginn des Rückwärts, mit der gedachten Cäsur, dem Einschnitt in der Mitte des Verses, zusammenfiel. Schloß sich daran eine ähnliche Bewegung nach rechts und links, dann war auch die zweite Zeile der Strophe verbraucht, und wieder von Neuem begann dann, wenn das Opferlied mehrstrophig war, die Vorwärts-Bewegung des versammelten Festkreises.

Dem einfachen Gange einer Melodie aber, dieses Haupterforderniffes jeden Gesanges, schließt sich die Langzeile mit ihren acht Hebungen so natürlich an, daß wir die Anwendung einer solchen mit Sicherheit schon sehr früh — also nahezu gleichzeitig mit der Entstehung gebundener Rede überhaupt — voraussetzen dürfen. Gerade beim Volksliede verläuft ja noch heute die ganze Melodie oder wenigstens ihr einzelner Satz mit Vorliebe in vier Takten, so daß man gewillt sein könnte, auf ein stillschweigendes musikalisches Gesetz schließen zu dürfen; jene 8 Hebungen schmiegen sich aber diesen vier musikalischen Takten so zwanglos an, daß es kaum billig erscheint, ein zufälliges Zusammentreffen anzunehmen.

Die Art der Bindung der beiden Hälften der Langzeile wird dieselbe gewesen sein, wie diejenige, welche in den ersten Aufzeichnungen der Folgezeit, wie auch in der alten skandinavischen und angelsächsischen Poesie uns entgegentritt — der Stabreim oder die Alliteration. Zwei gleiche Laute in der ersten Vershälfte und ein dritter im zweiten Theil „banden" die beiden Halbzeilen zu einem Ganzen, trugen oder stützten also gewissermaßen den ganzen Klang des Verses und hießen darum „die Stäbe", woraus dann der moderne Ausdruck „Stabreim" erwuchs. Welch' bedeutender Wirkung derselbe fähig ist, hat jüngst sein begeisterter Anwalt, unser Altmeister W. Jordan*) in seinen Nibelungen bewiesen, noch mehr aber entsprach dieses Markieren der Hauptbestandtheile einzelner Worte dem einfachen, kräftigen Sinne der alten deutschen Sprache, der die sinnliche Klangwirkung der Wörter des größeren Nachdrucks würdiger erschien, als der heutigen Kunst, die lieber den Laut vor dem Begriff zurücktreten läßt, die sodann aber auch in dem Reichthum ihrer volltönenden Vokale a, i, u, die heute meist zu dem mageren e abgeschwächt sind, auch das Mittel besaß, einen lebhafteren sinnlichen Eindruck, und kräftigere Tonmalerei zu erzielen. —

Ein sangesfrohes Volk also waren die alten Germanen, und ihre Lieder begleiteten in gleicher Weise die großen Momente des Privatlebens wie öffentlicher Handlung. Gesang empfing die züchtige Jungfrau und führte die vermählte Braut dem sehnenden Jünglinge zu, ein feierlicher Todtenchor besang das Lob der Abgeschiedenen, und Waffengesang erklang beim feierlichen Opferakte; mit Gesang wurden die Thaten der Vorfahren verherrlicht und aus dem Ruhme der Ahnen in Gestalt eines epischen Liedes neuer Muth und feurige Begeisterung geschöpft, mit Gesang endlich ging's auch zur Schlacht, indem man den „barditus" anstimmte, die „Bartrede", den Donnerruf des helfenden Donar. Die Krieger hielten die Schilde vor den Mund, um den Klang der Stimme durch den Wiederhall in der Höhlung der Waffe zu verstärken; und je nachdem dann der Klang — so berichtet Tacitus ausdrücklich — mehr oder minder voll gerieth, wurden die Sänger ermuthigt oder muthlos, indem sie aus dem Donnerschall des wilden Lärms den Ausgang des erwarteten Kampfes vorausdeuteten. Auf die Feinde aber war dieser gewaltige Schlachtgesang von erschreckender Wirkung, und wir glauben gern dem Chronisten, der uns erzählt, daß die römischen Cohorten, als Kaiser Julian gegen die Allemannen eine Schlacht beim heutigen Straßburg schlug, furchtsam vor jenem Donnergeheul zurückwichen. —

Aus dem Worte „barditus" aber, wie Klopstock einst irrthümlich that, auf eine besondere Dichterkaste, die „Barden" zu schließen, welche, im ausschließlichen traditionellen Besitz der Dichtkunst sowohl die Stoffe als auch die Formen unserer ältesten Poesie nicht allein bewahrt, sondern sogar geschaffen und ihre Lieder kunstreich an den Höfen der Fürsten vorgetragen hatten oder als Harfner dem Heere vorangezogen wären, — dieser Schluß bedeutet eine Vermischung germanischer Verhältnisse mit denen des Celtischen Volksstammes, der in der That, wie die Skandinavier ihre Skalden, einen eigenen Stand besaß, dessen Sondergut der gesammte Sagen- und Liederschatz war. Wohl mag auch

*) Bekannt ist der Rückert'sche stabreimende Vers:
Roland der Riese am Rathhaus zu Bremen
Steht er im Standbild standhaft und wacht.
Von anderen neueren Dichtern haben die Alliteration in einzelnen Fällen als Tonmalerei mit Glück anzewendet Bürger und Goethe, umfassender (neben Jordan) Fouqué in seinem Heldenspiele „Sigurd".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18890602030/fragment/page=0001

bei den Germanen der Einzelne, der durch dichterische Begabung sich besonders auszeichnete, eine hervorragende Anerkennung genossen haben, wohl mag es auch schon in ältester Zeit Sänger und Spielleute von Gewerbe gegeben haben, denen ein besonders großer Reichthum an Sagen zu Gebote stand, die darum auch an den Höfen der Fürsten gern gehört und reichlich beschenkt wurden — aber beide Gattungen bildeten durchaus keine besondere Kaste, erfanden auch den Stoff nicht willkürlich zu ihren Liedern, sondern schöpften überall nur aus der lebendigen Tradition des Volkes und sangen nur das vor, was die anderen sofort nachsingen konnten und wirklich nachsangen. Das ganze Volk war im Besitz der Sangeskunst und des germanischen Sagenschatzes, und wie in der griechischen Urzeit epische Gesänge von Mund zu Mund gingen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten, lange bevor die homerischen Gesänge durch die Schrift feste Gestalt gewonnen, so gab es auch bei den alten Germanen Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene, aber gerade deshalb um so lebendigere Poesie. Leider hat sich von diesen alten Liedern — die Tacitus, um ihn zum Schluß noch einmal anzuführen, treffend als die einzigen Urkunden, welche die Germanen besaßen, bezeichnet — keineswegs erhalten: sie sind alle im Strudel der Völkerwanderung und den Wirren ihrer völkerlösenden und völkerbildenden Zeit dem finsteren Abgrund der Vergessenheit anheimgefallen.

Ferdinand Teetz.

Der Nutzen der Bäder.

Ein zeitgemäßes Thema von H. Salchow.

[Nachdruck verboten.]

„Die größten Aerzte in der Welt", sagt ein altes Wort, „trotz Widersacher und Hasser, sind vom Beginn der Schöpfung an: Diät, Bewegung, Wasser." Das letztgenannte Element wird in seiner Wirkung als „Arzt" des Menschen leider auch heutigen Tages noch nicht in dem Maße gewürdigt, wie es dasselbe verdient, denn wenn auch Viele allsommerlich in die Bäder reisen, um Bade- und Trinkkuren vorzunehmen, so finden sich unter Denen, welchen die Umstände dies verbieten, doch nicht Wenige, die den Allen sich hierfür bietenden Ersatz, den Gebrauch gewöhnlicher kalter und warmer Bäder, nicht benutzen. Derjenige, welcher einer mehr geistigen, als körperlichen Arbeit unterworfen ist, der Bureaubeamte, Lehrer ꝛc., der noch nicht gar zu sehr Philister geworden, sondern richtige Mittel anwendet, seine Gesundheit zu erhalten, weiß, was es in diesen sonnendurchglühten Tagen heißt: ein kaltes Bad. Darin ist ihm die Möglichkeit gegeben, das am Tage Versäumte, die körperliche Bewegung, nachzuholen; den Reiz, den das kalte Wasser ausübt, die freie Bewegung in ihm und ganz besonders das Schwimmen bringen sein sonst langsam fließendes Blut in rascheren Umlauf. Ist dies erst angeregt, dann folgt auch eine lebendigere Thätigkeit aller übrigen Organe und vor allen Dingen des Magens, und mit der Zunahme des Appetits nimmt der ganze Ernährungsprozeß einen erfreulichen Fortgang. Aber nicht allein der den Tag über an das Zimmer Gefesselte, auch der in der Sommerhitze sich körperlich anstrengende Arbeiter findet einen gleichen Genuß im Gebrauch der Bäder. Er wird nirgends ein besseres Mittel gegen die Abspannung seiner Körperkräfte, gegen die Erschlaffung der Haut finden, als im Bade, und zwingt ihn etwa seine Beschäftigung zur einseitigen Anstrengung einzelner seiner Gliedmaßen, so kann er darauf nirgends besser eine Thätigkeit des ganzen Körpers entfalten, als im Wasser.

Eben so hoch wie das kalte, ja vielleicht noch höher als dieses, ist das warme Bad zu stellen. Vom Säugling bis zum Greise kann das warme Bad geradezu als Lebenserhalter und Lebenserwecker für alle Altersstufen angesehen werden. Jede sorgsame Mutter weiß, daß ihr Kind im zarten Säuglingsalter nur dann gedeihen und sich zu entwickeln vermag, wenn es täglich gebadet wird, und wenn nun auch mit dem Heranwachsen des Kindes das Baden nicht mehr so häufig nöthig ist, so wird man doch nicht verkennen dürfen, wie heilbringend die Bäder, und sei es wöchentlich nur eins, auf die Gesundheit und die ganze körperliche Entwickelung desselben einwirken werden. Und für den Erwachsenen, selbst für den Greis, giebt es kein besseres Mittel, sich seine Glieder geschmeidig zu erhalten, die Steifheit und Sprödigkeit der Haut zu mindern. So ist das Bad ein Mittel zur Erhaltung und oft zur Wiedererlangung der Gesundheit.

Wie ist das möglich, wie erklärt sich das? fragt da vielleicht Mancher. Man höre: Im gewöhnlichen Leben sieht man gar häufig unsere Haut nur als eine schützende Decke des Körpers an, die dazu bestimmt sei, die tiefer liegenden Theile desselben vor äußeren schädlichen Einwirkungen zu schützen. Unserer Haut ist aber eine ungleich größere Bedeutung eigen, besonders ihren tieferen Schichten. Wir finden auf ihnen Tausende und aber Tausende von kleinen Drüsen, welchen die Aufgabe obliegt, unbrauchbaren Stoffen den Ausweg aus dem Blute zu geben und sie auf die Oberfläche der Haut zu schaffen, woselbst der flüssige Theil dieser Stoffe oder dieses Schweißes verdunstet und verfliegt, während das Feste dagegen haften bleibt. Ein solches Herausschaffen unbrauchbarer Stoffe, dieses Transpiriren, findet beständig statt, sowohl bei ganz gewöhnlicher Temperatur, als auch (in erhöhtem Maße) bei größerer Wärme. Wenn sich dieses Verdunsten des Schweißes nicht vollzöge, dann würde die Ordnung der Funktionen unseres Körpers in Betreff der Temperatur desselben gestört werden; denn bekanntlich wird in unserem Körper fortwährend durch das Athmen und die Verdauung Wärme erzeugt, und fände nun nicht durch das Verdunsten des Schweißes eine heilsame Abkühlung statt, so würde die immer zunehmende Wärme dem Körper schaden. Es ist deshalb von hoher Wichtigkeit, daß die Oeffnungen der Schweißdrüsen offen bleiben und nicht verstopft werden, damit nicht das unnütze Material im Blute zurückbleibe, sondern herauskäme. Ist jedoch diese Ausdünstungsfähigkeit gehemmt und gestört, dann erkrankt der Körper. Um dies zu vermeiden, ist eine strenge Reinhaltung unserer Haut von Nöthen und diese kann allein durch ein häufiges Waschen und Baden erzielt werden. Das warme, im Sommer das kalte Bad, reinigt die Poren und verleiht dadurch dem ganzen Körper neue Kraft und Gelenkigkeit. Durch den Reiz des Wassers wirken die Bäder erregend auf die Hautnerven und durch diese auf die Centraltheile und weiter durch Reflexwirkung wohlthuend auf die übrigen Körperorgane. Die Nerven üben ihre Thätigkeit leichter und freier, die Appettlosigkeit schwindet, tiefer Schlaf stärkt die Glieder zu rüstiger Tagesarbeit, und ein freieres, leichteres Leben und allgemeines Wohlgefühl des Körpers tritt so dem trägen, lustlosen Leben gegenüber. Darum sind die Bäder beider Art so hoch zu schätzen und darin liegt ihr großer Nutzen.

Allerdings dürfen beim Baden auch manche Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht gelassen werden, besonders beim kalten Baden nicht. Vor Allem muß man darauf achten, daß man nicht in erhitztem Zustande ins Wasser steige, weil denn das kalte Element eine zu heftige plötzliche Wirkung ausübt. Durch das kalte Wasser werden nämlich die Blutgefäße unserer Haut kräftig zusammengezogen und das Blut wird in die inneren Theile zurückgedrängt. Fällen sich aber diese edleren Theile zu schnell mit Blut — und dies erfolgt, wenn der Körper bei der Berührung des Wassers sehr erhitzt ist — so kann urplötzlich der Tod eintreten. Ferner ist fleißige Bewegung im Wasser zu empfehlen, ebenso häufiges Untertauchen, ein ruhiges Stillstehen dagegen zu vermeiden.

Bei richtiger Anwendung wird Jeder (mit Ausnahme derjenigen Personen, denen Krankheit eine besondere Behandlung ihres Körpers vorschreibt) im Bade, sei es im kalten oder im warmen, immer Genuß, Stärkung, geistige und körperliche Erfrischung finden. Bade daher Jeder, dem nur irgendwie Gelegenheit dazu geboten wird, fleißig, eingedenk des Wortes:

Die größten Aerzte auf der Welt,
Trotz Widersacher und Hasser,
Sind vom Beginn der Schöpfung an:
Diät, Bewegung, Wasser.

Die „wilde Szusi".

Novellette von Otto Felsing.

[Nachdruck verboten.]

Sie war schön wie ein Engel und wild wie ein Teufel. Auf der Bühne riß sie Alles durch ihre tolle Ausgelassenheit, ihr überschäumendes Temperament mit sich fort, das Publicum, die Mitspieler und, wenn man den beim Theater nie fehlenden bösen Zungen glauben wollte, sogar die — Coulissen.

Aber das alles war nur Verleumdung. Ihr Spiel war keine Coulissenreißerei; im Gegentheil es steckte echtes Talent in ihr. Nur das Eine konnte sie nicht: individualisiren. Ihre Persönlichkeit war so ausgeprägt, daß jede Rolle zu einer Kobolds rolle wurde — wenn sie an dem Abend gerade lustig gelaunt war, oder zu der einer Bacchantin — wenn ihr Pessimismus sie überkam und ihr zuraunte: Was ist das Leben? Eines Tages hat es ein Ende, und was war es dann?

Dann war die „tolle Szusi" so toll, daß es selbst den Collegen zu arg war und sie sich zuflüsterten: Das nimmt 'mal ein schlechtes Ende mit Der!"

Vor der Hand nahm es freilich noch kein Ende mit ihr, weder ein gutes noch ein schlechtes. Szusi, oder wie sie eigentlich hieß: Susanna von Sarad, lebte wild darauf los, und das nicht nur auf der Bühne. Aber bei aller „Tollheit", bei allem Ueberbrausen und schrankenlosen Sichgehen-lassen ihres Temperaments, das eine gewisse Erklärung in ihrer halbmagyarischen Abstammung und der Verwahrlosung ihrer Kinderjahre fand, wußte Szusi doch eine Schranke aufzurichten, vor der sie Halt machte und Andere zwang, wie angenagelt stehen zu bleiben. Mochte der Champagner ihr Blut noch so wild durch die Adern jagen, mochten ihr fürstliche Schätze winken — diese eine Grenze wurde nicht überschritten, und wehe dem, der sich nicht durch einen bloßen Blick bannen lassen wollte! Niemand durfte sich rühmen, auch nur je ihre Lippen berührt zu haben — und doch war sie die „tolle Szusi".

Sie hätte es haben können wie so manche ihrer Colleginnen; mehr als einmal war es ihr geboten worden. Wenige Wochen noch, bevor ich sie kennen lernte, hatte sie der Graf X. bei einer gemeinschaftlichen Ausfahrt in eine reizende kleine Villa am Rande des Thiergartens geführt und, ihre Hand an seine Lippen pressend, ihr bedeutungsvoll zugeflüstert:

„Szusi . . . . betrachten Sie dieses Haus als das Ihre und verfügen Sie über mich!"

Aber sie hatte geantwortet: „Herr Graf, ich gedenke noch nicht . . . . zu heirathen!" und hatte ihn am nächsten Tage nicht angenommen, als er kam, um sie wieder zu einer Spazierfahrt abzuholen.

Als Graf X im Club erzählte, daß er sich bei ihr einen Korb geholt, bemerkte ihm ein junger, etwas blasirt aussehender Mann, der sich während dieser Erzählung spöttisch lächelnd eine Cigarette gedreht:

„Das hätte ich Ihnen vorhersagen können, lieber Graf, Sie sind nicht der Einzige, den die spröde Katze hat abblitzen lassen." — — —

Indeß, das tolle Leben blieb nicht ohne Einwirkung auf Szusi. Als das Frühjahr herankam, stellte sich ein hartnäckiger Katarrh ein, der es schließlich nöthig machte, daß sie nach Ems ging. Dort sah ich sie eines Morgens ganz in der Nähe, und sie machte einen noch weit bezaubernden Eindruck auf mich, als von der Bühne herab, trotzdem all der bunte, blendende Flitter und das strahlende, augentäuschende Gaslicht fehlten. Sie trug ein einfaches und doch geschmackvolles Frühpromenadenkleid . . . ich sehe sie noch vor mir, leibhaftig wie damals, und doch ist von ihr nichts mehr übrig, als vielleicht ein Häufflein Staub und die Erinnerung an sie bei mir und — bei noch Einem!

Ich sah sie dann öfter, hatte Gelegenheit ihr einen kleinen Dienst zu erweisen und bald waren wir, wie sie sagte, „gute Freunde".

Ach, wenn sie gewußt hätte, wie meine Freundschaft zu ihr aussah! — Oder ob sie es wußte und nur nicht wissen wollte? Ich war eigentlich noch ein „Junge", obgleich ich mir Wunder was auf meine Männlichkeit einbildete, seitdem ich einen für meine achtzehn Jahre allerdings ungewöhnlich stattlichen Schnurrbart zwischen den Fingern zwirbeln konnte. Ich hatte gerade die Schule hinter mir und war nur deshalb noch nicht zur Universität abgegangen, weil ich, um beim Examen nicht zu „rasseln", übermenschlich oder doch jedenfalls über meine Kräfte hinaus „geochst" hatte und nun auf ärztliche Verordnung, anstatt wild in das einer angegriffenen Gesundheit gerade nicht sehr zuträgliche Fuchsthum hineinzustürmen, den Sommer einmal gar nichts thun und Emser Krähnchen dazu trinken sollte. Daß ich schließlich nach Beendigung meines Emser Aufenthaltes körperlich und geistig noch schlimmer daran sein würde, als wenn ich die akademische Freiheit des ersten Semesters auf das Gründlichste ausgenützt hätte — das konnte ja der gute alte „Doctor-Onkel", wie ich den weißbärtigen, prächtigen, braven Sanitäts-Rath nach der Gewohnheit meiner Kinderjahre noch immer nannte, nicht voraussehen. Er konnte ja nicht ahnen, daß eine unglückliche Liebe alles das wieder verderben würde, was die wunderschöne, freie Gottesnatur, die vortreffliche, wenn auch den Geldbeutel meines „Alten" stark in Anspruch nehmende Verpflegung und die Heilwässer von Ems gut gemacht hatten.

Ja, Szusi war meine erste Liebe, und diese erste Liebe war natürlich eine unglückliche.

Denn was hätte ich der „wilden Szusi" Anderes sein können, als etwa ein guter Kamerad, der ihr manche langweilige Regentagsstunde verkürzte, mit ihr lachte und tollte, wenn sie in ihrer übermüthigen Stimmung war, und mit ihr auf die Autorität des unverdauten Schopenhauer hin weltschmerzlich angehaucht war, wenn sie sich pessimistisch gestimmt fühlte? Was hätte ich ihr denn Anderes sein können als ebenfalls ein „guter Freund", ich, der „mulus" der noch zwischen Schulbank und Verbindungskneipe wie zwischen Himmel und Erde schwebte — hätte sie mich vielleicht lieben sollen?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Säkular- und Semisäkulartage.

Juni 1889.

2. Juni 1839 † in Meiningen als Oberkonsistorialrath Friedr. Mosengeil, Theolog und Verfasser dieser früher gern gelesener Erzählungen; war geb. 26. März 1773.
8. Juni 1689. Peter I. von Rußland setzt eine Erhebung gegen die Umtriebe seiner Schwester Sophie ins Werk.
15. Juni 1389. Furchtbare Schlacht auf dem Amselfelde (Serbien) zwischen Serben und Türken; die Letzteren blieben Sieger, ihr Sultan Murat I., geb. 1319, wird jedoch nach der Schlacht in seinem Zelte ermordet.
17. Juni 1789. Der „dritte Stand" der am 5. Mai zusammengetretenen französischen Generalstände erklärt sich, da die beiden anderen Stände nicht erscheinen, allein als „Nationalversammlung" (assemblée nationale).
21. Juni 1789 † in Paris P. H. D. von Holbach, französischer Philosoph, geb. 1721 zu Heidelsheim (Pfalz); lebte zu Paris namentlich im Kreise Diderots.
24. Juni 1789. Geb. in Saluzzo (Piemont) Silvio Pellico, italienischer Dichter und Freiheitsmann, † 1. Februar 1854 in Turin.
24. Juni 1839. Schlacht bei Nisib am Euphrat; entscheidender Sieg der Egypter unter Mehmed Ali über das türkische Heer.

Kapselräthsel von F. M. in Halle.

Was mit Ernst zustande bringt
Manchmal der Verstand
Und wie fein dies wohl gelinget,
Wenn nur Stoff zur Hand,
Das lehrt hier der Augenschein,
Wenn man staunend kann begaffen,
Wie man einen prächtigen Stein
Leicht aus schlichtem Bein kann schaffen.

Wer dies gut versteht zu spalten
Und das Gegentheil
Dann vom Spaß weiß einzuschalten
Fest wie einen Keil, —
Der Erfolg, den man erringt,
Ueberrascht ganz ungeheuer,
Sieht man, blos durch Ernst bedingt,
Wie ein Stoff entstand, ein neuer.

Glänzend vor euch seht ihn liegen
Und als Schmuck begehrt,
Allen Schönen zum Vergnügen,
Lobt man seinen Werth.
Schaffen kann ihn, wer begriff,
Wie man diesen Stoff erfindet,
Blos mit Ernst — da liegt der Kniff
Und nun seht, ob ihr's ergründet.

Lösungen aus Nr. 21.

1. Charade: Spielhahnfeder.
2. Charade: Meisterwerk.
3. Anagramm: Leim, Emil.
4. Logogriph: Legionen, Regionen.

Correspondenz.

Räthselfluß „Kalai" in W., Geschw. K., E. Werner: Alles richtig. Anton Haring in M., M. Schöne 1, 2, 4 richtig. O. Grunert, F. Bühring, E. Krause in C. 2, 3 richt'g. Laura Fabricius in W., H. Schumann 1. 4 richtig. Anna St. 1 richtig. M. S., F. Börner 2 richtig. Louis G. Vide Brockhaus, K. Konversations-Lexikon, Aufl. 3, Seite 295 (Birkhahn).

Verantwortlich Julius Munckelt. — Plötz'sche Buchdruckerei (R. Nietzschmann) in Halle.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18890602030/fragment/page=0002